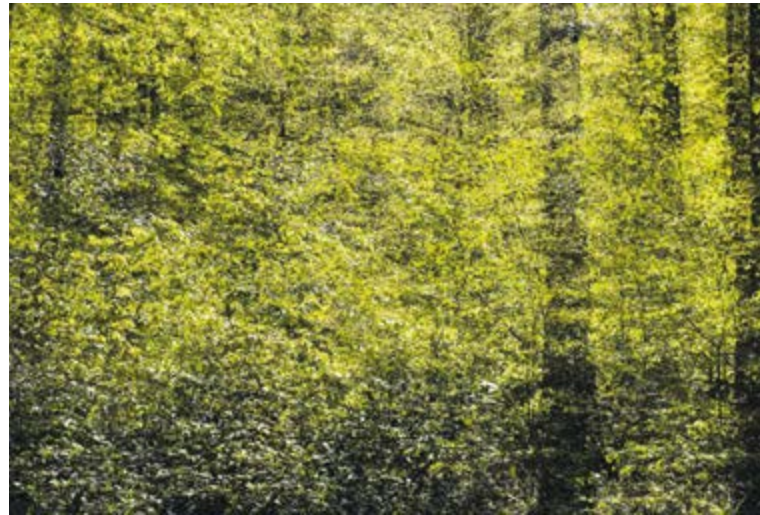


Neue Zürcher Zeitung

NZZ – GEGRÜNDET 1780

Mittwoch, 23. März 2022 · Nr. 69 · 243. Jg.

AZ 8021 Zürich · Fr. 5. 10



SHIMON TANNER / NZZ

Was wir mit dem Wald machen

Der Mensch nutzt den Wald, indem er Bäume fällt und Tiere jagt. Zum Ort der Sehnsucht machen ihn Maler und Schriftsteller. Je mehr Nutzung und Zerstörung geschieht, umso erhabener wird der Wald in der Vorstellung der Städter (im Bild eine Impression von Zürichberg in Mehrfachbelichtung). Eine Ausstellung im Zürcher Landesmuseum zeigt die Wechselbeziehung von Wald und Mensch.

Feuilleton, Seite 30

Pierin Vincenz fordert Freispruch

Der Ex-Raiffeisen-Chef hält nach acht Prozesstagen sein Schlusswort

ZOË BACHES

Am Dienstag um 16 Uhr war es so weit: Der Hauptangeklagte Pierin Vincenz trat noch einmal ans Rednerpult vor dem Richterergremium, zwei Monate nach seinem ersten Auftritt. Der frühere Raiffeisen-Chef, um den sich die ganze juristische Affäre in den letzten Jahren wenigstens medial gedreht hatte, wandte sich noch einmal ans Gericht, mit einem frei gehaltenen Schlusswort und einer Art Entschuldigung.

«Ich habe Fehler gemacht»

In den letzten vier Jahren seien viele Untersuchungen durchgeführt, viele Dokumente erstellt und viele Interpretationen gemacht worden, so begann Vincenz. All diesen Unterlagen und den vielen Spekulationen wolle er nichts mehr hinzufügen, weil er auch nicht in den Details hängen bleiben und das Verfahren so weiter in die Länge ziehen wolle. «Ich bin mir bewusst, dass ich in den zwanzig Jahren bei Raiffeisen auch Fehler gemacht habe, dass ich manchmal auch übertrieben habe», sagte er dann weiter. Er könne aber versichern, dass er nie etwas mit der Absicht oder dem Vorsatz gemacht habe, Raiffeisen oder die Kreditkartenfirma Adiano zu schädigen. Er habe nämlich «alle meine Zeit und mein Herzblut in diese Firmen investiert, um mitzuhelfen, dass sie sich positiv und gut am Markt entwickeln können». Es sei ihm darum auch wichtig, hier zu erwähnen, dass er nichts Unrechtmässiges getan habe. Aus diesen Gründen ersuche er das Gericht um einen Frei-

spruch, so verabschiedete sich Vincenz nach dieser kurzen Rede. Der Unterschied zu seinem Auftritt vor zwei Monaten war frappant. Damals wirkte Vincenz fahrig, teilweise unkonzentriert – und vor allem sehr selbstsicher. Kein Quentchen Reue war erkennbar, jegliches Fehlverhalten stellte er vehement in Abrede. Dass er Fehler gemacht hat, ist aber unbestritten – und dazu zu stehen, sicher nicht falsch. Die Rechtsbündel dürfen noch Jahre andauern, so gilt es als ausgemacht, dass das Urteil der ersten Instanz weitergezogen wird. Dieses wird am 13. April um 8 Uhr 30 eröffnet. Doch dieses Urteil ist nur eine Seite der Medaille: Möchte Vincenz wieder stärker am öffentlichen Leben teilnehmen, dürfte ein moderaterer Auftritt als bisher von Vorteil sein.

Schuldpruch ist möglich

Im Fall der anderen untersuchten Firmentransaktionen – Investnet, GCL, Eurokaution – konnte die Verteidigung aber immerhin Zweifel streuen, ob sich Vincenz in den massgeblichen Zeiträumen tatsächlich privat an den Unternehmen beteiligt hatte. Ebenso wenig konnte die Anklage den einen unwiderlegbaren Beweis vorlegen, dass sich die Beschuldigten betrügerisch und arglistig verhalten haben. Ein vollständiger Schuldpruch für Vincenz und Stocker dürfte dennoch möglich sein, dies angesichts der offenbar grossen Zahl von E-Mails, SMS und Konversationen zwischen den Beschuldigten. Folgt man der Lesart der Anklage, liessen sie sich als sehr belastend einstufen und könnten damit als genügende Kette von Indizien gewertet werden.

Zwar präsentierte die Verteidigung zu fast jedem Vorwurf der Anklage eine alternative und oftmals diametral entgegengesetzte Erklärung. Doch unbestritten sind letztlich nur die Vorwürfe zu den privaten Reisen und Ausgaben für private Rechtsstreitigkeiten von Vincenz. Es gibt schlichtweg keine Erklärung dafür, warum diese von Raiffeisen hätten bezahlt werden sollen. Unbestritten ist weiter die private Beteiligung von Vincenz an der Kartenterminal-Firma Commtrain. Und ebenso, dass die beiden Hauptbeschuldigten Pierin Vincenz und Beat Stocker ihre Arbeitgeber nicht transparent über ihre privaten Beteiligungen informiert waren.

Wirtschaft, Seite 21

Nawalny wird noch länger weggesperrt

Weitere neun Jahre Straflager für den Kremlgegner

Alexei Nawalny ist erneut schuldig gesprochen worden. Der 45-Jährige musste sich wegen angeblicher Veruntreuung von Geldern und Beleidigung einer Richterin verantworten.

MARKUS ACKERET, MOSKAU

Der russische Oppositionspolitiker und Antikorruptionskämpfer Alexei Nawalny hat sich nie Illusionen über ein baldiges Leben zurück in Freiheit hingegeben. Spätestens seit dem versuchten Giftanschlag auf ihn durch eine Todesschwadron des russischen Geheimdiensts im Sommer 2020 war klar, dass der Kremlchef Wladimir Putin seinen Intimfeind für die restliche Zeit seiner Herrschaft wenigstens hinter Gittern sehen will. Am Dienstag nun ist das Urteil in einem Verfahren wegen angeblichen Betrugs in besonders grossem Umfang gefallen.

Nach fünf Stunden Vorlesens der Urteilschrift kam die Richterin Margarita Kotowa endlich zum Strafmass. Nawalny muss für weitere neun Jahre ins Straflager, diesmal im noch strengeren Vollzug, weil er jetzt als Wiederholungstäter gilt. Die Anklage hatte 13 Jahre gefordert. Zudem wurde er zu einer Geldstrafe von 1,2 Millionen Rubel (rund 10 000 Franken) verurteilt. Nawalneys Anwälte Olga Michailowa und Wadim Kobsew kündigten Berufung an. Sie wurden kurzzeitig von der Polizei abgeführt.

Prozess in der Strafkolonie

Der Prozess fand zwar formal vor dem Moskauer Lefortowo-Bezirksgericht statt. Ungewöhnlicherweise wurde er aber in der Strafkolonie in der Kleinstadt Pokrow, rund 100 Kilometer östlich von Moskau, durchgeführt. Dort verbüsst Nawalny seit einem Jahr seine derzeitige Freiheitsstrafe. Die besonderen Umstände erschwerten nicht nur den Zugang für Besucher und die Arbeitsbedingungen für die Anwälte. Nawalny musste auch den ganzen Prozess in Häftlingskleidung über sich ergehen lassen. So erschien er von Anfang an wie ein Schuldiger.

Verurteilt wurde Nawalny am Dienstag in zwei voneinander völlig getrennten Vorgängen. Im Fall des Betrugs in grossem Umfang sollen Nawalny und seine engsten Mitstreiter Spenden an die von ihnen gegründete Stiftung zur Bekämpfung der Korruption (FBK) abgezweigt haben. Diese sollen sie zur Führung eines luxuriösen Lebens sowie für «extremistische Zwecke» verwendet haben. Im vergangenen Sommer war die Stiftung auf Antrag der Generalstaatsanwaltschaft für extremistisch erklärt worden, was auch rückwirkend angewandt wird. Auch soll Nawalny seine Spender in die Irre geführt haben, indem er für die Präsidentschaftskampagne 2018 Geld sammelte, obwohl ihm durch seine Vorstrafe eine Teilnahme von vornherein verwehrt war. Im zweiten, davon unabhängigen Fall wurde Nawalny beschuldigt, während des Prozesses vor einem Jahr im Verfahren wegen «Beleidigung eines Weltkriegs-

veteranen» die Richterin und das Gericht verunglimpft zu haben.

Nawalny und seine Verteidiger wehrten sich gegen die Vorwürfe und verwiesen auf die zweifelhaften Zeugen der Anklage. Unter den mehr als 300 000 Spendern, die die Organisation seit ihrer Gründung 2011 zählte, fanden sich nur gerade vier angeblich Geschädigte, die zudem entweder unter seltsamen Umständen Geld gespendet und dann Verdacht geltend gemacht hatten oder selbst in einem Strafverfahren stecken und daher Druckversuchen der Behörden ausgesetzt sind. Sie alle machten vor Gericht keine Ansprüche geltend.

Nawalny wirkt ungebrochen

Einer der vermeintlichen Kronzeugen der Anklage, der frühere FBK-Mitarbeiter Fjodor Goroschanko, nahm sogar vor Gericht seine belastenden Aussagen zurück und sagte später, diese seien unter Druck erfolgt. Die Vorwürfe gegen Nawalny nannte er absurd. Als er am nächsten Tag seine Zeugnisaussage fortsetzen sollte, blieb er aus Angst vor den Konsequenzen seiner Aussagen der Verhandlung fern. Erfolgrich wehrte sich die Staatsanwältin dagegen, dass die Verteidigung rund zwei Dutzend Entlastungszeugen vorladen konnte. Diese bestätigten alle, dass sie sich zu keiner Zeit betrogen gefühlt hätten. Im Lauf des Prozesses konnten auch Sachverständige keine Geldtransfers von der Stiftung auf Nawalneys Konten nachweisen.

Von der Anklage und der Beweisführung bis zum Gerichtsverfahren bestätigte sich, was im Umgang des russischen Staates mit Nawalny seit dessen Rückkehr von der medizinischen Behandlung in Deutschland im Januar 2021 offensichtlich ist: Die Justiz versucht erst gar nicht mehr, den Schein der Rechtsstaatlichkeit aufrechtzuerhalten. Es geht nur noch darum, Nawalny, den Erzfeind des Präsidenten und überhaupt des politischen Establishments, möglichst lange und möglichst brutal zum Schweigen zu bringen. Ganz ist das bis jetzt nicht gelungen: Regelmässig konnte Nawalny über seine Anwälte Botschaften via soziale Netzwerke verbreiten. Seine Stiftung und seine politische Organisation sind aber zerschlagen.

Das Urteil soll Nawalneys Aussenwirkung weiter reduzieren. Das Strafmass ist hoch, die Verbüssung in einer Strafkolonie mit strengem Vollzug hart. Schon unter den «gewöhnlichen» Bedingungen ist Nawalny besonders harschem Umgang ausgesetzt. Unter dem «strengen Regime» wird er von gefährlicheren Mitgefangenen umgeben und von der Aussenwelt stärker isoliert sein. Dadurch steigt auch die Gefahr, dass in dieser «anderen Welt» jemand Hand an ihn anlegt und es zu «zufälligen» Unfällen kommt. Nawalny nutzte das Gerichtsverfahren als Möglichkeit, sich öffentlich – wenn auch nur via Übertragung in einen anderen Saal – zu äussern. Er wirkte wie immer gefasst und hat trotz dem harten Schicksal auch die ihm eigene Ironie nicht ganz verloren. Aber zugleich ist gewiss auch sein Zorn auf das System gewachsen und auf all die willigen, unterwürfigen Helfer.

Erst der Mensch hat den Wald zum Wald gemacht

Die Zerstörung eines erträumten Paradieses: Das Landesmuseum Zürich wirft einen Blick auf eine eigenartige Beziehung



Die Bäume stürzen zu Boden, als ob es Menschen wären: Filmstill von Julian Charrières Video-Arbeit «Ever Since We Crawled Out» (2018). VIDEOSTILL JULIAN CHARRIÈRES / © PRODUKTURS, ZÜRICH

THOMAS RIBI

Wenn's um den Wald geht, wird's bald einmal schwierig. Schon deshalb, weil niemand genau sagen kann, was ein Wald eigentlich ist. Ein Ort, an dem Bäume stehen, ja. Aber wie viele Bäume machen einen Wald aus? Und reichen Bäume allein, damit ein Wald entsteht? Fast abgründig wird es, wenn man liest, dass auch da von einem Wald die Rede sein kann, wo keine Bäume sind – oder wo sie nicht mehr zu sehen sind.

Nach einer gängigen Definition ist ein Wald «im Wesentlichen aus Bäumen aufgebaut». Er muss eine so grosse Fläche bedecken, dass sich «ein charakteristisches Waldklima» entwickeln kann. Kahlgeschlagene Flächen gelten auch als Wald, Waldwege und Lichtungen sowieso. Zumindest gemäss dem deutschen Bundeswaldgesetz. Doch weltweit

soll es über sechzig Definitionen des Begriffs «Wald» geben. Und 149 verschiedene Bestimmungen dessen, was ein Baum sein könnte. Zum Verzweifeln also. Das, wovon man eine eingermassen klare Vorstellung zu haben glaubte, verliert sich in einem Meer von Begrifflichkeiten. Und man liest es plötzlich ganz anders, wenn Robert Walser schreibt, dass der Wald ihm «wie ein dunkelgrünes undurchdringliches Rätsel» vorgekommen sei.

Weg vom Lärm der Städte

Das ist er zweifellos, und man ist dem Landesmuseum Zürich dankbar, dass es sich dieses Mysteriums angenommen hat. Die Sonderausstellung «Im Wald. Eine Kulturgeschichte» hält sich nicht lange mit Definitionen auf, sondern rückt die Beziehung des Menschen

zum Wald in den Mittelpunkt. Da wird das Ganze handgreiflich. Der Mensch ist das Wesen, das den Wald nutzt, und das heisst: ihn abholt, um Brennholz und Baumaterial zu gewinnen, Wagen und Schiffe zu bauen, Städte zu gründen, Metalle zu verhütten, Tontöpfe zu brennen, Tiere zu jagen und sich die Welt nach seinen Bedürfnissen einzurichten. Für Sentimentalitäten ist da nicht viel Platz. In römischer Zeit wird der Mittelmeerraum zu weiten Teilen kahlgeschlagen, im Mittelalter zieht der Bau von Siedlungen tiefe Spuren durch die einstigen Urwälder Europas, und mit der Industrialisierung lassen Waldrodungen riesige Freiflächen zurück. Der Rohstoffbedarf der Fabriken ist fast unermesslich. Die Waldarbeit ist gefährlich. Und es ist kein Zufall, dass der Wald in dieser Zeit, gegen Ende des 18. Jahrhunderts, erst richtig zum Wald wird.

Die Künstler sind es, die ihn dazu machen. Die Maler, die Schriftsteller. Bei ihnen wird der Wald zum Ort der Sehnsucht. Zum Gegenbild zu den wachsenden Städten mit ihrer Enge, dem Lärm, dem Gestank, in denen man sich in eine Landschaft träumen möchte, die so ist, wie die Welt war, bevor der Mensch sie in Besitz genommen hat. Diese Urlandschaft ist der Wald, in dem man sich am liebsten verlieren möchte. Um dabei, vielleicht, zu erfahren, wie es war, als man noch ein Teil der Natur war, der man sich entfremdet hat.

Das einzige lebende Wesen

In den siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts streift Jean-Jacques Rousseau durch die Wälder des Juras. Ohne Ziel lässt er sich treiben und kommt schliesslich an einen abseits gelegenen Fleck,

aus dem kein Weg in die Zivilisation zurückzuführen scheint. Schwarze Tannen, ungeheure Buchen. Einige Bäume, vom Alter geölt, liegen am Boden und bilden fast unüberwindliche Wälle, in die sich Rousseau nur auf dem Bauch liegend hineinzublicken getraut.

Und auf einmal ist es da, das Gefühl. Nein, das Wissen darum, sich an einem Ort zu befinden, an dem noch kein menschliches Wesen vorher seinen Fuss auf den Boden gesetzt hat. «Ich verglich mich», schreibt Rousseau, «mit jenen bedeutenden Reisenden, die eine unbewohnte Insel entdecken.»

Doch das Entdecken, der Welt und ihren Zwängen entronnen zu sein, währt nur kurz. In die schaurige Einsamkeit, in der nur der Gesang der Vögel dem Wanderer die Gewissheit gab, nicht das einzige lebende Wesen auf der Erde zu sein, mischt sich ein vertrautes Geräusch: das Geklapper einer Strumpfmanufaktur – nur zwanzig Schritt entfernt.

Für den Wald kämpfen

Je weiter die Zerstörung des Waldes voranschreitet, umso erhabener wird dieser in der Vorstellung der Städter. In den Bildern von Alexandre Calame, Caspar Wolf und Robert Zünd wird er zum Sinnbild der unberührten Natur, in den Märgen der Brüder Grimm oder Eichendorffs Gedichten bildet er eine unheimliche Gegenwart, in der sich aufgehoben und existenzielle Gefährdung auf irritierende Weise vermischen.

Es ist die Zeit, in der die Pioniere der Naturschutzbewegung erkennen, dass der Schutz der Wälder und der Landschaft nicht nur im Interesse der Natur, sondern auch des Menschen ist. Gegen Ende des 19. Jahrhunderts setzen sich Johann W. Coaz und Paul Sarasin dafür ein, einen Schweizer Nationalpark zu gründen. Jahrzehnte später fahren Armin Caspar und Anita Guidi ins Amazonasgebiet und machen auf die tropischen Regenwälder aufmerksam. Und noch einmal ein halbes Jahrhundert später kämpft Bruno Manser gegen die Abholzung der Wälder in Malaysia. Unter Einsatz seines Lebens.

Das Landesmuseum dokumentiert die Wechselbeziehung von Wald und Mensch auf unsentimentale Weise. Und entlässt die Besucherinnen und Besucher mit einem skeptischen Schlusspunkt, einer Videoarbeit des Schweizer Künstlers Julian Charrières: Aufnahmen von riesigen alten Bäumen, die zu Boden stürzen, als ob es Menschen wären. So, wie sie das täglich zu Hunderten und Tausenden tun.

«Im Wald. Eine Kulturgeschichte» im Landesmuseum Zürich ist bis zum 17. Juli zu sehen. Zur Ausstellung ist im Verlag Schöndelger und Spiess ein Katalog erschienen (Fr. 35.–).

Politisch werden, um erfolgreich zu bleiben

Zwei Autoren erörtern, wie sich Unternehmen auf neue geopolitische Risiken vorbereiten können

THOMAS SPECKMANN

Geopolitisches Risiko? Für viele Unternehmen klingt dies bisher mehr nach Theorie als nach Praxis. Zwar sahen sich vor allem global tätige Konzerne zunehmend von den wachsenden Spannungen zwischen China und den Vereinigten Staaten betroffen; zwar wurden sie von den Auswirkungen der Coronapandemie in den verschiedenen Gesellschaften von Ost und West, Nord und Süd von Beginn an stark erfasst; zwar mussten sie in den vergangenen Jahren immer öfter nationale wie internationale Vorgaben zu ihrer Verantwortung in den Bereichen Umwelt, Soziales und Unternehmensführung erfüllen.

Aber erst Russlands Invasion der Ukraine und die schon jetzt enormen Folgen für die – noch – globalisierte Wirtschaft lassen die Dimensionen er-

ahnen, in denen Geopolitik zukünftig das unternehmerische Denken und Handeln beeinflussen wird.

Analyse und Mahnung

Umso grösser ist das Verdienst von Katrin Suder und Jan F. Kallmorgen, im wahrsten Sinne des Wortes frühzeitig ein Buch zu diesen Entwicklungen geschrieben zu haben. Zwar ist es gut einen Monat vor Kriegsbeginn erschienen und kann daher die bis dato in den Wirtschaftsbeziehungen zwischen Russland und dem Westen kaum vorstellbare Eskalation nicht berücksichtigen. Aber selten dürfte ein Buch so tagesaktuell gewesen sein wie dieser Band, der die Wechselwirkungen zwischen Sicherheitspolitik, Wirtschaftspolitik, Technologiepolitik und Klimaschutzpolitik für Unternehmen beleuchtet.

Suder und Kallmorgen können für ihr Buch auf langjährige Erfahrung in den Welten von Politik und Wirtschaft zurückgreifen. Die Physikerin Suder gilt als eine der renommiertesten Strategien- und Technologieexpertinnen Deutschlands; Kallmorgen, Historiker und Politologe, ist seit vielen Jahren für internationale Investoren und Unternehmen an der Schnittstelle von Geopolitik, Kapitalmarkt und Wirtschaft tätig.

Vor diesem Hintergrund behandeln die Autoren zahlreiche Trends, die für Unternehmen durch den Krieg nun unmittelbar spürbar werden: den Übergang von alten zu neuen Energie- und Rohstoffabhängigkeiten, von alten zu neuen Lieferketten, von alten zu neuen Märkten, von alten zu neuen Technologien, vom alten zum neuen kalten Krieg. Doch das Buch bietet mehr als Analyse und Prognose. Es ist auch eine Mahnung an Unternehmen, ob

Mittelstandsfirmen oder Grosskonzerne: Sie sollen «politischer» werden. Gemeint ist damit, dass sie ein tieferes Verständnis für Politik entwickeln sollen. Dies halten Suder und Kallmorgen für eine zentrale Voraussetzung für geschäftlichen Erfolg in der neuen geopolitischen Welt.

Lobbyarbeit reicht nicht

Folglich haben die beiden Autoren insbesondere die Public-Affairs-Abteilungen von Firmen im Blick. In ihren Augen müssten diese weit mehr als nur klassische Lobbyarbeit leisten, um eine im Unternehmen definierte Strategie politisch durchzusetzen. Vielmehr sollte der Fokus auf der Frage liegen, welche politischen Dynamiken es im Rahmen der Unternehmensstrategie zu berücksichtigen oder womöglich gar zu beeinflussen gelte: «Eine Reihe weitreichender Ent-

scheidungen, beispielsweise eine Standortwahl, setzt heute ein Verständnis von Politik voraus, das weit über die einstige Vorstellung des Lobbying hinausgeht.»

Während der Überfall Russlands auf die Ukraine die meisten Protagonisten des Westens überrannte, waren die Autoren bereits vor dem Krieg überzeugt, dass es zukünftig für Unternehmen vornehmlich darum gehen werde, das Umfeld ihres Handelns besser auszuluchten. Der nun erfolgte, eilige Rückzug vieler westlicher Firmen aus dem russischen Markt wirkt daher schon jetzt wie eine Bestätigung der Thesen, die Katrin Suder und Jan F. Kallmorgen vertreten. Es könnte sich also lohnen, ihnen Aufmerksamkeit zu schenken.

Katrin Suder, Jan F. Kallmorgen: Das geopolitische Risiko. Unternehmen in der neuen Weltordnung. Campus-Verlag, Frankfurt am Main 2022. 228 S., Fr. 42.90.

